

Harburger Beiträge zur Psychologie und Soziologie der Arbeit



Nr. 13, Dezember 1996

ISSN 0944-565X

Zur Notwendigkeit und Methodologie prozessual verstandener Sozialforschung – am Beispiel der Erforschung zwischenbetrieblicher Beziehungen

Michael Dick

Harburger Beiträge zur Psychologie und Soziologie der Arbeit

Herausgeber: Theo Wehner & Egon Endres

© 1996 beim Autor

Geschäftsführung: Ursel Meyer
TU Hamburg-Harburg; 1-08/1
D – 21071 Hamburg

Zur Notwendigkeit und Methodologie prozessual verstandener Sozialforschung – am Beispiel der Erforschung zwischenbetrieblicher Kooperation¹

(Michael Dick)

Harburger Beiträge zur Psychologie und Soziologie der Arbeit, Nr. 13, 1996.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| 1. Das interpretative Paradigma in den Sozialwissenschaften..... | 4 |
| 1.1. Einleitung: Wirklichkeit und Kommunikation..... | 4 |
| 1.2. Das zwischenbetriebliche Feld und Besonderheiten seiner Erforschung..... | 5 |
| 1.3. Die Tradition der Feldforschung | 6 |
| 2. Alltägliche Lebenswelt als Bezugsfeld für sozialwissenschaftliche Forschung | 9 |
| 2.1. Die Prozeßhaftigkeit sozialen Geschehens..... | 9 |
| 2.2. Alltägliche Lebenswelt und unerwartete Ereignisse | 11 |
| 2.3. Von der subjektiven Erfahrung zur intersubjektiven Struktur | 13 |
| 2.4. Zusammenfassung..... | 16 |
| 3. Methodologische Folgerungen und Forderungen | 17 |
| 3.1. Die Kontinuität zwischen Alltags- und Forschungshandeln | 17 |
| 3.2. Grundlegende Prinzipien prozessualer Sozialforschung | 21 |
| <i>Das Prinzip der Verschränkung von Datenerhebung und Theoriegewinnung</i> | 21 |
| <i>Das Prinzip der Offenheit von Vorverständnis, Methoden und Vermittlung</i> | 22 |
| <i>Das Prinzip der Kommunikation zwischen Forschungs- und Alltagsakteuren</i> | 23 |
| <i>Das Prinzip der verobjektivierenden Interpretation</i> | 25 |
| 4. Schlußbemerkung: Akzentuierung der Position | 26 |
| Literatur | 27 |

¹ Ein gekürzte Bearbeitung dieses Aufsatzes erschien in Endres & Wehner (1996) unter dem Titel „Verständigung und Sinn. Zur prozessualen Sozialforschung im zwischenbetrieblichen Feld“.

1. Das interpretative Paradigma in den Sozialwissenschaften

1.1. Einleitung: Wirklichkeit und Kommunikation

Bis heute haben Wissenschaftler aller Disziplinen keine Antwort auf die existentielle Frage, ob es eine Realität außerhalb der menschlichen Wahrnehmung gibt oder wie diese beschaffen ist. Erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen um dieses Problem drehen sich daher auch weniger um dessen eindeutige Entscheidung, als vielmehr darum, wie man mit der Nicht-Entscheidbarkeit dieser Frage umgeht: "Wenn die Naturwissenschaft nicht mehr von überzeitlichen, universellen Gesetzen spricht, sondern stattdessen zeitliche, soziale oder lokale Bezüge herstellt, dann kann man nicht mehr von etwas Wirklichem hinter der Naturwissenschaft sprechen, das sich in ihr ausdrückt", zitiert Ilya Prigogine, Chemie-Nobelpreisträger 1977, in seinem Vorwort zu Coveney/Highfield (1992, S.10) die Organisatoren einer Konferenz der Nobelpreisträger in St. Peter, Minnesota, 1989. Da auch Wissenschaftler Menschen sind, beruhen auch deren Erkenntnisse auf menschlicher Beobachtung und ihre Überführung in kollektiv anerkannte Wissensbestände auf menschlichen Kommunikationsprozessen. Für die Sozialwissenschaften ist daher die Übereinkunft folgerichtig, daß zumindest das, was Menschen für die Wirklichkeit halten, aus Kommunikation besteht (vgl. Watzlawick, 1976). Es kann und soll hier nicht geklärt werden, ob es eine unabhängige äußere Realität gibt, sondern wie sich diese Realität im Denken und Handeln der Menschen in bestimmten Erfahrungskontexten niederschlägt. In diesem Beitrag geht es darum, die Voraussetzungen für die Erforschung menschlichen Zusammenlebens, insbesondere menschlichen Handelns in und zwischen Organisationen zu skizzieren. Er geht dazu von besagtem konstruktivistischen Axiom aus, daß Realität das ist, was Menschen über die von ihnen vorgefundene Wirklichkeit denken und kommunizieren. Das bedeutet, daß soziale Realität sich mit den ablaufenden Deutungs- und Kommunikationsprozessen verändert. Es bedeutet nicht, daß jeder Kommunikationsakt Realität verändert, subjektive und intersubjektive Interpretationen durchlaufen vielschichtige Vermittlungsschleifen, bis sie gleichsam gesellschaftlich geteilte (objektivierte) Gültigkeit erlangen. Objektivität ist folglich nur innerhalb eines bestimmten Fragehorizontes und damit in einem historisch und kulturell bestimmten Kontext zu erlangen.

Sozialwissenschaftliche Erkenntnis hat den Menschen, das handelnde Individuum und die Bezugspunkte seines Handelns zum Thema. Solche Bezugspunkte sind andere Menschen, Gegenstände, Ereignisse, ungelöste Probleme und andere Fragestellungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dabei können wir davon ausgehen, daß sich der Mensch nicht wahllos zu Aspekten der ihn umgebenden Wirklichkeit in Beziehung setzt, sondern daß er seine Wahrnehmungen und Erkenntnisse aus der Vergangenheit in der Gegenwart nutzt, um ähnlichen und gleichen Aspekten in der Zukunft angemessener begegnen zu können. Auch wenn

es universal betrachtet zwischen Menschen mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede gibt, enthält seine/ihre Entscheidung, was angemessen ist und war, zu welchen Ereignissen und Gegenständen sie/er warum in Beziehung steht und wie sie/er sich diese Beziehungen erklärt, immer ein Stück Einzigartigkeit, Individualität und Subjektivität.

1.2. Das zwischenbetriebliche Feld und Besonderheiten seiner Erforschung

Was haben nun diese Gedankengänge mit der Erforschung und Gestaltung von Lieferbeziehungen zwischen Industriebetrieben zu tun? Soweit sich zwischenbetriebliche Beziehungen als soziales Geschehen auffassen lassen, gilt auch für diese, daß es keine Lieferrealität außerhalb menschlicher Austauschprozesse geben kann.² Allgemein ausgedrückt können Lieferbeziehungen als das, was die daran Beteiligten darüber denken und mitteilen, verstanden werden, und sie gestalten sich so, wie diese durch ihre Handlungen und Interaktionen daran mitwirken. Menschen finden eine bestimmte zwischenbetriebliche Realität vor und handeln daraufhin. Das, was sie vorfinden, beruht wiederum auf vorgängigen Handlungen anderer. Es drängt sich die Frage auf: Wer beginnt zu handeln und was findet dieser vor? Bevor wir uns an einem Henne-Ei-Problem abarbeiten, können wir festhalten, was dieses bedeutet - nämlich die fortlaufende Entwicklung der Lieferbeziehung als soziales Geschehen und deren stetige Veränderung. Die zwischenbetriebliche Welt wird von den Akteuren gleichzeitig vorgefunden und gestaltet, sie handeln aufgrund der Situation, die sie vorfinden und verändern diese dadurch.

Bis vor wenigen Jahren war der Begriff der zwischenbetrieblichen Beziehung wenig geläufig, ehe die industrielle Entwicklung (vgl. Endres, 1996; Muster, 1996) dieses Thema auf die Tagesordnung setzte. Das zunehmende Interesse, sowohl bei den betrieblichen Akteuren als auch in den Sozial-, Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften ist das beste Indiz für die sich verändernde Gestalt des zur Analyse stehenden Gegenstandes. Alltagssprachlich ließe sich formulieren: Lieferbeziehungen sind nicht mehr das, was sie einmal waren - womit die Ausgangslage des in diesem Band darzustellenden Forschungsprojektes grob aber treffend skizziert wäre. Aus forschungsstrategischen Erwägungen sind vor allem drei Eigenschaften dieser zwischenbetrieblichen Welt zu beachten:

1. Aus der Dynamik ihrer gegenwärtigen Entwicklungsprozesse ergibt sich eine Perspektive stetiger Veränderung. Zwischenbetriebliche Beziehungen können nicht als statische Struktur erfaßt werden, sondern nur als prozessuales Geschehen. Verschiedene Elemente ihrer Struktur verändern sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, so daß auch zeitliche Bezüge hergestellt werden müssen.

² Diese Aussage ist nicht so banal, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag: Noch Mitte der achtziger Jahre orientierten sich viele an der Vision der menschenleeren Fabrik. Fortschritt und Automatisierung schienen die Rolle des Menschen in der industriellen Produktion auf planerische und kontrollierende Funktionen schrumpfen zu lassen. Erst in den letzten Jahren besinnt man sich wieder auf die Notwendigkeit und Produktivität menschlicher Erfahrung und Problemlösefähigkeit.

Dabei ist insbesondere das Verhältnis zwischen relativ stabilen und beweglichen Strukturelementen zu beachten.

2. Zwischenbetriebliche Felder (Grenzstellen; vgl. Endres, i. d. Band) sind sozial wenig vorstrukturiert, für die umfangreichen Austausch von Waren, Informationen und Know-How gibt es kaum Verhaltens- und Verfahrensregeln. Die gegenwärtigen Prozesse führen zum Abbau bestehender Strukturen und bilden gleichzeitig neue Strukturen heraus. Da sich die Akteure in ihrem Handeln auch auf Strukturen beziehen und diese dadurch mitgestalten, kann das Verhältnis zwischen Individuum und der es umgebenden sozialen Verhältnisse näher untersucht werden.
3. Bewährte Handlungsmuster in zwischenbetrieblichen Beziehungen werden in Frage gestellt; es gibt wenig Selbstverständlichkeiten, die eine ausreichende Hintergrund-Sicherheit für die Planung und Ausführung der verschiedenen Interaktionen darstellen. Die Akteure finden wenig vor, auf das sie sich aufgrund vergangener Erfahrungen verlassen können. Sie sind gezwungen, gewohnte Handlungsweisen in Frage zu stellen und stattdessen neue zu entwerfen und auszuprobieren. Im zwischenbetrieblichen Feld finden somit verstärkte Aushandlungsprozesse statt, Handlungsziele und Strategien werden durch die Beteiligten verstärkt expliziert. An diesen Vergewisserungs- und Orientierungsprozessen kann der Sozialforscher teilhaben, er kann und sollte sie sogar befördern. Auf diese Weise rücken Handlungsweisen und Bedeutungen in den Blickpunkt, die sonst im Selbstverständlichen verborgen blieben.

Diese Voraussetzungen legen der Forschung ein prozeßorientiertes Vorgehen nahe, daß den einzelnen Akteur, die Interaktionen zwischen Akteuren und strukturelle Bedingungen in gleicher Weise zum Gegenstand hat. Damit steht der Sozialforscher vor einer doppelten Herausforderung: Einerseits kann es ihm gelingen, neue Hypothesen und Erkenntnisse zu gewinnen, die Handlungsorientierungen geben und Strukturen im sozialen Feld angemessen gestalten helfen, andererseits stehen die betroffenen Akteure vor der Notwendigkeit, eigene und die Handlungsweisen anderer vor ihrer persönlichen Motivlage kritisch zu hinterfragen. Neben die Aussicht auf „neues Wissen“ tritt die Offenheit der „Erforschten“. Das methodische und inhaltliche Vorgehen muß auf diese Prozesse und Bedingungen abgestimmt sein. Die theoretische Qualität der Daten und Hypothesen steigt mit deren Nutzen für die Akteure im erforschten Feld.

1.3. Die Tradition der Feldforschung

Vor einer vergleichbaren Ausgangssituation standen in den 20er und 30er Jahren amerikanische Soziologen. Rasant wachsende Städte brachten umfassende Neustrukturierungen mit sich. Folgeerscheinungen waren u.a. ein starker Verdrängungswettbewerb, prekäre Arbeitsverhältnisse und die fehlende Existenzsicherheit großer Bevölkerungskreise. Gleichzeitig differenzierte sich die soziale Organisation der städtischen Gesellschaft aus, es entstanden neue Institutionen, etwa Berufsvereinigungen. Eine amerikanische Großstadt spiegelte diese Entwicklungen in

besonderem Maße wieder: Chicago, die Stadt der industriellen Schlachthöfe. Hier entstand zur gleichen Zeit eine bedeutende soziologische Tradition, die „Chicagoer Schule“. Sie definierte Ansprüche an eine moderne Soziologie, die sich der sozialen Verhältnisse in Industrie- und Massengesellschaften mit einem neuen methodischen Programm annahm. Paul G. Cressey (1932; vgl. Bohnsack, 1991, S.148f.) etwa untersuchte die Lebens- und Arbeitsverhältnisse junger Frauen, die in sogenannten „Taxi-Dance Halls“ ihren Lebensunterhalt im Umfeld des Prostitutionsgewerbes bestritten. Auf der Grundlage teilnehmender Beobachtung arbeitete er dabei typische Entwicklungsverläufe heraus. Er beschrieb den sozialen Abstieg der Frauen als Prozeßstruktur, d.h. er erkannte über den Einzelfall hinaus typische Muster, in denen das Hineinwachsen in die 'Szene' verlief. Auch in den anderen Arbeiten der Chicagoer Soziologen wurde der Prozeßcharakter menschlicher Handlungsweisen in den untersuchten Milieus herausgestellt. Erstmals wurden subjektive Sichtweisen von Betroffenen oder Beteiligten *systematisch* zum Ausgangspunkt sozialwissenschaftlicher Analyse gemacht: „Es ist ein Kennzeichen der Arbeiten der Chicagoer Schule [...] daß [...] objektive bzw. strukturelle Vorgaben des Handelns zugleich mit deren subjektiver bzw. kollektiver Verarbeitung in den Blick genommen werden - und zwar auf der *Grundlage der Erfahrung, des Erlebens* derjenigen, die Gegenstand der Analyse sind“ (Bohnsack, 1991, S.149, Hervorhebungen wie im Orig.). Obwohl das Erkenntnisinteresse der Chicagoer Soziologen auch durch die Motivation geleitet war, das Engagement von Hilfsorganisationen zur Abfederung sozialen Elends zu unterstützen, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auch auf die Entstehungsbedingungen und Entwicklungsverläufe von Institutionen.³ Everett C. Hughes (1928; zit. nach Schütze, 1987, S.535ff.) rekonstruierte die Entstehung der Vereinigung der Immobilienmakler in Chicago. Zentrales Ergebnis dabei war, daß zwar einzelne Akteure wesentlich an deren Gründung und Wachstum beteiligt waren, die entstehende Organisation allerdings nicht deren Erwartungen und Planungsvorgaben entsprach. Er konzeptionierte die Gestalt und die Entwicklung der Organisation folgerichtig als eine eigenständige Figur, die sich unabhängig von den Intentionen Einzelner herausbildet. Aufgrund der wechselseitigen kollektiven Aushandlungen, allerdings entfernt von den Handlungsentwürfen Einzelner, entsteht so eine Struktur, die Rollen und Funktionen vorgibt, eigene Gesetzmäßigkeiten aufweist und sich vor allem in stetiger Veränderung befindet. So löst sich auch das oben angeführte Henne-Ei-Problem: Die Gründer der *späteren* Berufsvereinigung finden eine Realität *ohne* Berufsvereinigung vor, die sie zu bestimmten Handlungsschritten veranlaßt. Das, was durch ihre Handlungen erst entsteht, wird wiederum zum Bezugsfeld für spätere Akteure. Die Bezeichnung - oder sprachliche Symbolisierung - eines sozialen Phänomens, sei es eine Berufsvereinigung oder die Just-In-Time Lieferbeziehung, *folgt* immer auf dessen Entstehen und ist das Zeichen ihrer objektiven, d.h. vom Einzelnen losgelösten gesellschaftlichen Existenz (Institutionalisierung). Die Frage, wer eine bestimmte soziale Realität begründet hat, ist falsch gestellt, da diese Realität nicht den Intentionen

³ Bei den hier vorgenommenen Einschätzungen orientiere ich mich an der ausführlichen und sorgfältigen Darstellung von Schütze (1987).

oder Aktionen Einzelner entspricht. Es gibt keine Stunde Null in den zwischenbetrieblichen Beziehungen.

Hughes erkannte, daß sich das komplexe Verhältnis zwischen individuellem Akteur und organisationaler Struktur nicht ohne Berücksichtigung zeitlicher Verläufe bestimmen läßt und daß soziale Realitäten nur prozeßhaft beschrieben und verstanden werden können. Zwar muß berücksichtigt werden, daß diese Forschungen in einer Zeit beschleunigter sozialer, wirtschaftlicher und technischer Entwicklungen stattfanden und außerdem die Gründungsphase der Organisation beleuchteten, somit also auf eine verstärkte Veränderungsdynamik trafen, jedoch besteht kein Grund zu der Annahme, daß organisationale Strukturen nach ihrer Stabilisierung keiner Veränderung mehr unterliegen oder im Gegenteil irgendwann doch den Intentionen einzelner Akteure oder Gruppen folgen. Die Arbeiten der Chicagoer Feldforscher belegten das Prinzip der stetigen und eigenständigen Entwicklung gesellschaftlicher Strukturen sowie die Prozeßhaftigkeit subjektiver Entwicklungsverläufe innerhalb dieser Strukturen.

Die Chicagoer Soziologen führten vor allem teilnehmende Beobachtungen, Gespräche, offene Interviews und Dokumentenanalysen durch. In dieser Tradition steht auch das Forschungsprogramm von Anselm Strauss (1994) und seinen Mitarbeiter/innen, die vielfältiges Datenmaterial, Interviewaufzeichnungen, schriftliche Dokumente u.a. nutzen. Entscheidend für die Auswahl des Datenmaterials ist dabei dessen Nähe zum sozialen Feld, das untersucht wird. Auch sie nähern sich sozialen Strukturen über alltägliche Handlungsweisen und deren Bedeutung für die Akteure. Z.B. untersuchten sie die Veränderungen der Arbeitsorganisation und -verteilung im Krankenhaus durch den Einzug der Hochtechnologie (Strauss et. al., 1985). Sie stützen sich dabei auf das Konzept des „Arbeitsbogens (arc of work)“. *Arbeitsbogen* ist ein umfassender Begriff, der die Gesamtheit aller Komponenten von Arbeit in einer Unternehmung, d.h. Arbeitsinhalte, Arbeitsbedingungen und Arbeitsorganisation umfaßt. Dazu gehören sowohl die einzelnen Arbeitsplatzbeschreibungen, die tatsächlichen schrittweisen Verrichtungen, die Verteilung der Arbeit auf verschiedene Akteure und Gruppen je nach Qualifikation, die Verknüpfung der verschiedenen Arbeitsgruppen miteinander als strukturelle Arbeitsteilung und -verteilung sowie die Hierarchisierung der Funktionen nach Verantwortlichkeiten. Ihr besonderes Interesse richteten die Feldforscher dabei auf die Veränderungen bzw. Neuanpassungen innerhalb der Arbeitsbögen, die durch die rasante technologische Entwicklung ständig zu leisten sind. Diese Neuordnung einzelner Komponenten der Arbeitsbögen, sowohl einzelner Verrichtungen als auch der Verteilung und strukturellen Organisation der Arbeit „geschieht durch die Metaverrichtungen der Artikulationsarbeit (und die damit verbundenen Aktivitäten der Informations- und Fehlerarbeit). Artikulation ist dasjenige Prinzip des Arbeitsbogens, das immer wieder auf das unerwartet Widerständige und Emergente in interaktiven Handlungsvollzügen [...] reagiert und dieses durch die Neukalibrierung der je künftigen Arbeitsschritte flexibel bearbeitet“ (Schütze, 1987, S.542). Artikulationsarbeit bezeichnet also die reflexive Deutung und Neuauslegung von

Handlungen und Bedingungen, die notwendig wird, weil bisher selbstverständliche Verrichtungen unerwartete Verläufe nehmen. Die rasante technologische Entwicklung zwingt also zu kollektiver und individueller Artikulationsarbeit, die wiederum die Ordnung der Arbeitsorganisation verändert und „zu neuen Formen der Arbeitsteilung, Arbeitsstile und Organisationselemente der Arbeit“ führt (Schütze, 1987, S.542).

Die Artikulationsarbeit, d.h. die Interpretation von Handlungen und Ereignissen durch die Akteure kann sich der Sozialforscher zunutze machen, um deren Sicht auf die Arbeits- und Organisationsstrukturen einzufangen. Er wird dabei über die Perspektive des Einzelnen hinaus auch kollektive - übereinstimmende oder sich widersprechende - Interpretationen und Sichtweisen nachvollziehen, um so schließlich strukturelle Besonderheiten erschließen zu können. Interessant ist dabei auch, daß sich die Artikulationsarbeit, die reflexiv oder von einer Meta-Ebene aus vollzogen wird, auch und gerade auf „Fehler“ bezieht, d.h. auf unvorhergesehene Abläufe und Störungen (vgl. Wehner, 1992; Wehner & Stadler, 1994). Diese veranlassen die betroffenen Akteure zu einer Analyse, die auch bisherige Selbstverständlichkeiten in Frage stellt. Es ist evident, daß in Umbruchphasen vermehrt unerwartete Ereignisverläufe vorkommen - in dieser Hinsicht gleichen sich die Arbeitsbögen der Chicagooer Immobilienmakler, der Krankenhausangestellten und der Akteure in Lieferbeziehungen.

2. Alltägliche Lebenswelt als Bezugsfeld für sozialwissenschaftliche Forschung

2.1. Die Prozeßhaftigkeit sozialen Geschehens

Die Untersuchung jedes natürlichen und gesellschaftlichen Phänomens ist ein Problem von Raum *und* Zeit. Gegenstände sind nicht nur als physische Objekte zu lokalisieren, was hieße, sie existierten lediglich durch ihre räumliche Ausdehnung an einer bestimmten Stelle im Raum zu irgendeinem Moment. Ihre Existenz wird ebenso durch zeitliche Ausdehnung bestimmt, sie benötigen eine bestimmte Zeitspanne, um überhaupt als Gegenstand oder Sachverhalt wahrgenommen zu werden. Veränderung läßt sich nur im Ablauf von Zeit wahrnehmen. Dabei wissen wir seit Einstein, daß Zeit keine absolute Erscheinung ist, sondern je nach Standpunkt in unterschiedlicher Geschwindigkeit vergehen kann. Dies ist keineswegs nur ein kosmisches Phänomen, sondern zeigt sich konkret im menschlichen Alltag. Wir sprechen davon, daß Zeit manchmal rasend schnell und manchmal unendlich langsam vergeht. Dies als subjektive Verzerrung zu erklären griffe zu kurz, denn für wen ist schon der Ablauf der Greenwich-Normalzeit handlungsrelevant?⁴ Diese dient zur Bestimmung festgelegter Zeitpunkte, deren Sinn jedoch wir ihnen zuschreiben. Es wäre nichts besonderers am 01. Januar, 00 Uhr, wenn nicht der

⁴ Im Neuen Brockhaus von 1975 wird zwischen dem *Zeiterleben als Zeitbewußtsein* und der *physikalischen Zeit* unterschieden (Der Neue Brockhaus; Bd. 5: Sie - Z; Wiesbaden: F.A. Brockhaus, S.625).

Mensch diesen Zeitpunkt als Jahreswechsel definierte, und die Uhrzeit 20.00 Uhr wird durch die Tagesschau und den Beginn des Abendprogramms für uns relevant. Die zeitgenössische Biographieforschung spricht von einem neuen Lebenslaufregime (vgl. Kohli, 1985, 1988), das u.a. durch eine veränderte Wahrnehmung der Lebenszeit charakterisiert ist. Wir haben heute eine relativ gesicherte Aussicht auf eine Lebensspanne von über 70 Jahren, während noch Mitte des 19. Jahrhunderts der prozentuale Anteil an Todesfällen in allen Altersgruppen etwa gleichhoch war (Kohli, 1985; S. 5). Wir können davon ausgehen, daß die Wahrnehmung der Lebenszeit wesentlich durch individuelle biographische Ereignisse und Verläufe bestimmt wird, und nicht durch deren physikalisch definierte Dauer. Sowohl Zeitquanten als auch Zeitabläufe sind also individueller Wahrnehmung und Deutung unterworfen (vgl. Zurhorst, 1987). Im betrieblichen Kontext zeigt sich die Subjektivität der Zeitwahrnehmung zum Beispiel daran, daß die Zeitspanne zwischen Ankündigung und Durchführung einer Renovierungsmaßnahme vom Mitarbeiter mit 30jähriger Betriebszugehörigkeit als kurz, von der neu eingestellten Führungsnachwuchskraft jedoch als lang empfunden wird. Für eine Beurteilung der 'wirklichen' Dauer durch einen Forscher etwa reicht es dann nicht aus, durchschnittliche Zeiten der letzten 30 Jahre und so einen vergleichbaren Wert zu ermitteln, sondern er wird sich für spezifische Bedingungen der Notwendigkeit und der Realisierung der Maßnahme interessieren. Wenn er so einen Prozeß zwischen erstem Impuls, Planung und Realisierung berücksichtigt, werden statt quantifizierter Dauer spezifische Entwicklungsverläufe einschließlich ihrer Möglichkeiten und Hindernisse relevant. Dabei sind die Wahrnehmungen und Deutungen involvierter Akteure die wichtigste Informationsquelle - nicht, um ihre Richtigkeit zu entscheiden, sondern vielmehr, weil deren unterschiedliche Hintergründe und subjektive Bezugspunkte erst auf die verschiedenen Möglichkeiten und Hindernisse hinweisen. Empirische Sozialforschung richtet also nicht nur per se auf Gegenstände in Prozessen, sie hat auch die unterschiedlichen Perspektiven auf diese Prozesse einzunehmen. Sie kann dabei keine eigenen, objektivierten Zeit- und Größenmaßstäbe, Verhaltens und Kommunikationsregeln anlegen, sondern tut gut daran, die verschiedenen vorhandenen Maßstäbe - einschließlich ihrer eigenen - zu explizieren. Denn auch der Zeithorizont der wissenschaftlichen und betrieblichen Akteure unterscheidet sich stark: Die Verdichtung von Interviewergebnissen beispielsweise erfordert eine längere Zeitspanne, so daß deren Rückmeldung häufig zu einem Zeitpunkt erfolgt, zu dem die Themen des Interviews im betrieblichen Alltag nicht mehr aktuell sind. Auch hier ist eine kommunikative Aushandlung und Anpassung zwischen betrieblicher und wissenschaftlicher Realität notwendig (s.u.). Um neben der physischen auch die zeitliche Strukturiertheit, d.h. die Prozeßhaftigkeit von sozial verhandelten Gegenständen und Sachverhalten angemessen zu erfassen, ist es schon aus diesem Grund ratsam, nicht primär *Gegenstände*, sondern *Ereignisse* und die unterschiedlichen Perspektiven der an den Prozessen Beteiligten zu untersuchen.

2.2. Alltägliche Lebenswelt und unerwartete Ereignisse

Es lassen sich grundsätzlich zwei Modi der Haltung des Menschen gegenüber der Welt unterscheiden: die *natürliche Einstellung* und die *reflexive Perspektivität*. In der natürlichen Einstellung bewege ich mich in der *alltäglichen Lebenswelt*, so wie sie mir vorgegeben erscheint: „In der natürlichen Einstellung finde ich mich immer in einer Welt, die für mich fraglos und selbstverständlich 'wirklich' ist“ (Schütz & Luckmann, 1979, S. 25 ff.). Meinen Handlungen und Absichten werden Hindernisse entgegengesetzt, gleichzeitig greife ich mit meinen Handlungen verändernd in die Welt ein. Aus diesem Grund sind Selbstverständlichkeiten auch nicht konstant und unveränderlich, sondern entstehen und vergehen. Durch Lernen und Routinisierung entstehen neue Selbstverständlichkeiten, während bisherige durch unerwartete Ereignisse fragwürdig werden können. Solange eine Handlung, die ich zum wiederholten Male ausführe, meinen Erwartungen entspricht, ist es nicht notwendig, die sie betreffenden Gegenstände und Handgriffe sowie ihre Ergebnisse zu problematisieren. Jedoch ist dieser alltägliche Handlungshorizont umgeben von weiterführenden Zusammenhängen, die ebenfalls ins Blickfeld geraten können. Denn zu unserer Lebenswelt gehören nicht nur deren Gegenstände, andere Lebewesen, Institutionen oder Regelwerke, sondern auch deren Sinnzusammenhänge, „alle Sinnschichten, welche Naturdinge in Kulturobjekte, menschliche Körper in Mitmenschen und der Mitmenschen Bewegungen in Handlungen, Gesten und Mitteilungen verwandeln“ (Schütz & Luckmann, 1979, S. 27). Zwar richten sich unsere Aktivitäten zu einem erheblichen Teil auf selbstverständlich gewordene Gegenstände, Ereignisse und Sinnzusammenhänge. Entspricht allerdings das Ergebnis einer bisher wiederholt in gleicher Weise vollzogenen Handlung nicht meinen Erwartungen und besitzt ihr Zusammenhang für mich eine ausreichende Bedeutung, dann bin ich gezwungen, nach den Ursachen dieses Widerspruchs zu suchen. Damit werden bestimmte Gegenstände und Sachverhalte für mich fragwürdig: Ihr Sinn ist ihnen nicht unveränderlich mitgegeben, vielmehr sind die Sinnhorizonte grundsätzlich auslegungsfähig und veränderlich. Um Fragwürdiges in neue und konsistente Sinnzusammenhänge zu überführen, bin ich darauf angewiesen, in den Horizont des bisher Unbestimmten vorzudringen und jenes aus ihm zu thematisieren, das die notwendigen Zusammenhänge stiften könnte. Auf diese Weise passe ich meinen Wissensvorrat den veränderten Begebenheiten an, indem ich entweder bisherige Bedeutungen verändere oder neue hinzufüge. Diese Tätigkeit der Sinn- oder Bedeutungsstiftung geschieht in *reflexiver Perspektivität*.⁵ Ich trete aus dem

⁵ Der Begriff der Perspektive wird in Anlehnung an Mead (1972) verwendet. In dessen Nachfolge geht die interpretative Soziologie von einer grundlegenden Perspektivität anthropologischer Forschung aus: Ihre Fragestellungen entspringen der Perspektive des Forschers, der Kultur und der wissenschaftlichen Tradition, der er angehört. Um jedoch mit seinem Gegenstand, den Angehörigen einer ihm fremden Kultur, in Kontakt treten und sich verständigen zu können, muß er seinen Bezugsrahmen wechseln. So wird es ihm möglich, die Selbstverständlichkeiten des eigenen Bezugsrahmens zu erkennen und zu reflektieren. „Eine objektive Gesamtschau ist für die Anthropologie nicht möglich“ (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1976, S.33). Einen ähnlichen, wenn auch nicht so radikalen Perspektivenwechsel vollzieht jeder Sozialforscher, der sich einem Feld zuwendet, dem er nicht selber angehört, etwa den

gegenwärtigen Handlungsfluß heraus und der Welt gleichsam gegenüber. Sowohl die Planung und die Bewertung von Handlungsstrategien, als auch eigene Ziele und Intentionen sind Gegenstand der Reflexion. In der reflexiven Einstellung werden zeitliche Verläufe flexibilisiert, Vergangenes und Zukünftiges in die Gegenwart verlegt. Ich erlebe vergangene Ereignisse und Handlungsverläufe erneut und unterziehe sie zweifelnder Begutachtung, indem ich die zeitliche Perspektive auf die Ereignisse verändere. Räumlich nehme ich neben der eigenen auch andere Perspektiven ein, die es mir erlauben, die Beziehungen zwischen Gegenständen zu verändern. Ebenso verfare ich bei der Antizipation möglicher zukünftiger Handlungen und ihrer Ergebnisse: „Die Herstellung von Gleichzeitigkeit rückt diese zukünftige Realität in eine mögliche Gegenwart“ (Mead, 1972, S. 110). In der reflexiven Einstellung bekommen Vergangenheit und Zukunft mehrere Möglichkeiten, die ich gleichsam experimentierend im Spiel mit verschiedenen Perspektiven gedanklich erwäge, während in der natürlichen Einstellung die gegenwärtige Perspektive vorherrscht. Natürliche Einstellung und reflexive Perspektivität wechseln einander ab, wobei natürliche Einstellung nicht mit Aktionismus oder Handlungsverstrickung und Perspektivität nicht mit Rückzug und Nachdenken im stillen Kämmerlein verwechselt werden darf. Vielmehr nehme ich im Verlauf einer Handlung bereits unterschiedliche Perspektiven ein, nämlich dann, wenn ich mich in der Interaktion auf jemanden anderes beziehe und dessen Reaktionen auf mich in den Handlungsentwurf einbeziehe (s. u.). Jedoch ist die Anzahl der Perspektiven in der natürlichen Einstellung auf mich und die wichtigsten Interaktionspartner beschränkt, während sie in der reflexiven Perspektivität prinzipiell unendlich ist.

Als Anlaß für das Einnehmen der reflexiven Perspektiven wurden unerwartete Ereignisse oder Handlungsergebnisse bezeichnet: „In der natürlichen Einstellung tritt mir der mangelnde Einklang meines Wissensvorrats nur dann ins Bewußtsein, wenn eine neuartige Erfahrung nicht in das bishin als fraglos geltende Bezugsschema hineinpaßt“ (Schütz & Luckmann, 1979, S. 30). Daß diese Bezugsschemata ihre Gültigkeit verlieren, liegt daran, daß sich die alltägliche Lebenswelt durch die in ihr handelnden Akteure ständig verändert. Zwar geht Schütz mit Husserl von einer konstanten Weltstruktur aus, die das Denken in der natürlichen Einstellung im Sinne eines „Und-so-weiter“ und „Ich-kann-immer-wieder“ bestimmt, jedoch beschreibt er, wie es auf dieser Grundlage zu einer *Wieder-, Weiter- oder Neuauslegung* des bisherigen Sinnhorizontes kommen kann. Wenn ein Gegenstand oder ein Ereignis in seiner aktuellen Erscheinungsweise nicht in das von mir angenommene Schema paßt, weil es mir anders erscheint oder sich anders verhält als angenommen, so bin ich gezwungen, meine Schemata zu diesem Ereignis/Gegenstand erneut auszulegen und sie entsprechend zu verändern, um mich in unveränderter Weise auf den Gegenstand beziehen zu können. Schütz nennt diesen Vorgang *Wiederauslegung*. Eine *Weiterauslegung* wird nötig, wenn die bisherige Bezugsebene

Lieferbeziehungen in der Automobilindustrie. Damit ist klar, daß es nicht die einzig richtige Interpretation lebensweltlicher Realität geben kann, womit auch das Ideal des Königsweges ihrer Bewältigung aufgegeben werden muß.

meines Schemas nicht mehr ausreicht, etwa, weil ich einen Gegenstand aus bestimmten Gründen in Zukunft anders nutzen will als bisher und ihn somit in anderen Zusammenhängen thematisiere. Eine *Neuauslegung* schließlich wird notwendig, wenn mir die Unverträglichkeit zweier oder mehrerer Bezugsschemata anhand einer aktuellen Erfahrung ins Bewußtsein tritt. In diesen Fällen vollziehe ich einen Deutungsprozeß, der mehr als einen Bezugsbereich betrifft, und der diese Bereiche in einen neuen Sinnzusammenhang stellt. Wir fassen zusammen: Befindet sich das Subjekt in seiner natürlichen Einstellung, so handelt es den Gegenständen, Sachverhalten und Mitmenschen gegenüber pragmatisch auf der Basis seines ihm selbstverständlichen Wissensvorrats. Als Folge von Inkongruenzen in den erfahrenen Bezügen zwischen diesen Gegenständen, Sachverhalten und Mitmenschen, kurz: unerwarteten Ereignissen stellt er sich in eine reflektierende Perspektive zu den Ereignissen und zu seinem Wissensvorrat und vollzieht einen aktiven Auslegungsprozeß. Das Resultat dieser Auslegung ist „Sinn“, den ich Ereignissen retrospektiv zuschreibe, indem ich sie „mir als wohlumschriebene Erfahrungen faßbar“ mache (Schütz & Luckmann, 1979, S. 38). Die Konstitution von Wissen durch die Zuschreibung von Sinn zu Erfahrung ist, wenn auch nicht das einzige, so doch ein zentrales Grundprinzip menschlicher Wirklichkeitsbegegnung.

2.3. Von der subjektiven Erfahrung zur intersubjektiven Struktur

Zur alltäglichen Lebenswelt gehören auch andere Subjekte, die wie ich selbst mit einem Bewußtsein ausgestattet sind, das ihnen eine natürliche Einstellung und reflexive Perspektivität dieser Welt gegenüber erlaubt. Ebenso wie ich für mich selber intentionales und sinnvolles Handeln in Anspruch nehme, weiß ich, daß auch meine Mitmenschen intentional und sinnvoll handeln. Das Wissen, daß der Anderen Einstellung der Welt gegenüber meiner gleich ist, ist mir selbstverständlich vorgegeben: „So ist meine Lebenswelt von Anfang an nicht meine Privatwelt, sondern intersubjektiv; die Grundstruktur ihrer Wirklichkeit ist uns gemeinsam.“ (Schütz & Luckmann, 1979, S. 26). In dieser bewußten Gemeinsamkeit beziehen sich die einzelnen Subjekte in ihrem alltäglichen Handeln aufeinander, so daß sich eine *Wir-Beziehung* ergibt. Diese läßt sich folgendermaßen charakterisieren: „Und weiter habe ich die Evidenz, daß ebenso wie ich auf deine Bewußtseinsabläufe hinblicke, du auf die meinigen hinblickst, daß also alles, was ich sage, handle, entwerfe, und zwar auf dich zu entwerfe, *für dich* nicht nur in einem objektiven Sinnzusammenhang steht, sondern als von *mir* gesagt, von *mir* gehandelt, von *mir* entworfen auch in einem subjektiven Sinnzusammenhang“ (Schütz, 1974, S. 236, Hervorhebungen wie im Orig.). Dieses Ineinandergreifen der Blickwendungen, das wechselseitige Aufeinanderbeziehen im Handlungsfluß konstituiert eine für das Ich und das Du gemeinsame, intersubjektiv erlebte Umgebung. Da ich die Handlungen meines Gegenübers auf dessen Absichten zurückführe, ihm also Intentionalität zuschreibe, stehen diese Handlungen für mich in einem *subjektiven Sinnzusammenhang*. Einen subjektiven Sinnzusammenhang schreiben wir uns in der konkreten Handlung gegenseitig zu, nach dem Muster: 'Ich weiß, daß du weißt, und du weißt, daß ich weiß, daß du weißt'. In unseren Interaktionen denken wir die Perspektive

unseres Gegenübers also grundsätzlich mit, da wir uns sonst nicht auf diese/n beziehen könnten. Mead (1972) hat herausgearbeitet, daß die gegenseitige Perspektivität menschlicher Interaktion der Ursprung und das Wesen menschlicher Sozialität ist, „daß nur insoweit, als das Individuum nicht nur in seiner eigenen Perspektive, sondern auch in der Perspektive von anderen, insbesondere in der gemeinsamen Perspektive einer Gruppe handelt, eine Gesellschaft entsteht“ (Mead, 1972, S. 104). Menschliche Kommunikation ist also nicht bloß der Austausch von Worten und Gesten zwischen einzelnen Individuen, sondern auch und grundsätzlich ein Wechsel von Perspektiven, bzw. die interne und abwechselnde Repräsentation des *Ich*, des *Du* und des *Wir* durch jedes einzelne Individuum. Darin unterscheidet sich der Mensch von seinen Vorfahren: „Intelligenz entsteht in jenem frühen Stadium der Kommunikation, in dem der Organismus in sich selbst die Einstellung des anderen hervorruft, so zu sich Stellung nimmt und damit sich selbst zum Objekt, mit anderen Worten ein 'Selbst' wird“ (Mead, 1972, S. 107). Der Moment, in dem ich zu mir Stellung nehme und damit selbst zum Objekt meiner Erkenntnis werde, konstituiert die grundsätzliche Möglichkeit zur Reflexion. Solange wir uns in unserer natürlichen Einstellung aufeinander beziehen, werden unsere Gegenstands- und mitmenschlichen Beziehungen nicht von uns reflektiert, sondern als gemeinsame Realität und im subjektiven Sinnzusammenhang erlebt. Diese Realität ist für die Beteiligten dieselbe in Bezug auf Zeit und Raum: „Die Umgebung des Ich und die Umgebung des Du, unsere Umgebung also, ist eine einheitliche und gemeinsame“, und „in der umweltlichen Sozialbeziehung aber alterte eben nicht ich allein, wir alterten zusammen“ (Schütz, 1974, S. 237 + 239).

Ein Teil dieser gemeinsamen alltäglichen Realität sind sprachliche Ausdrucksformen, die nur innerhalb des sozialen Geschehens und abhängig von den beteiligten Akteuren, also *kontextabhängig* verstanden werden können. Dieses Phänomen wird *Indexikalität* genannt (vgl. Garfinkel & Sacks; 1980; Giddens, 1984, S. 43 ff.).⁶ Indexikale Ausdrücke ermöglichen Verständigung unter den Interakteuren, da sie etwas bezeichnen, das als gemeinsames Wissen vorausgesetzt werden kann. Ein Beispiel ist der Satz „Er wird später zum Treffpunkt kommen“: Die Worte „er“, „später“ und „Treffpunkt“ sind indexikale Ausdrücke. Die Gesprächspartner wissen, wer gemeint ist, welchen ungefähren Zeitraum „später“ bezeichnet, und welcher Treffpunkt gemeint ist. Darüber hinaus mag der Sprecher mit dem Satz in der bestimmten Interaktion noch mehr ausdrücken, das sich dem außenstehenden Zuhörer zunächst nicht erschließt: Ist „er“ jemand, der häufig zu spät kommt oder der in der Regel nicht zum Treffpunkt kommt u.v.m. Für die unmittelbaren Bezugspersonen ist der Hintergrund dieser Ausdrucksform in der Regel *selbstverständlich*. Garfinkel (1980; vgl. auch Bateson, 1985) hat an vielen Beispielen herausgearbeitet, welche Verwirrung in alltäglichen Situationen zwischen Gesprächspartnern auftritt, wenn einer der Akteure solche Selbstverständlichkeiten nicht akzeptiert und hinterfragt („Welche Uhrzeit genau ist später?“, oder: „Wo genau

⁶ Der Begriff der Indexikalität wurde von Yehoshua Bar-Hillel entwickelt (vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1980; S. 73, Anm. 6).

wird er hinkommen?“). Indexikale Ausdrücke verbergen eine große Menge an geteiltem Wissen, das von den Akteuren selbstverständlich genutzt wird. Sie enthalten nicht nur räumliche und zeitliche Bezüge, sondern auch Regeln des Umgangs und spezifische Eigenarten von Gegenständen, Personen und Situationen („er schon wieder“, oder „immer dasselbe mit der Verwaltung“). In Umbruchsituationen ist die indexikale Verständigung insofern beeinträchtigt, da auch bisherige Selbstverständlichkeiten von Veränderungen betroffen sind. Gemeinsames oder intersubjektives Wissen betrifft also keineswegs nur Banalitäten, dem Außenstehenden verborgen enthält es wesentliche Anhaltspunkte über die Strukturen innerhalb bestimmter sozialer und kultureller Felder.

In der alltäglichen sozialen Beziehung konstituiert sich nicht nur eine gemeinsame, intersubjektive Realität, sondern auch ein gemeinsamer zeitlicher Ablauf. Durch das fortlaufende Aufeinanderbeziehen der Akteure erhält soziales Geschehen seinen besonderen Prozeßcharakter. Und nur in diesem Prozeß wechselseitiger Bezugnahme findet auch die Modifizierung der Realität statt, auf die wir einwirken. Durch die reflexive Einstellung schließlich kann der Akteur von außerhalb und nachher seinen Blick auf diese Prozesse richten und sie deuten. Sinnstiftung verläuft somit grundsätzlich retrospektiv und prozeßorientiert. Durch die reflexive Deutung ist der Akteur in der Lage, Ereignisse, Gegenstände und Handlungen aus ihren subjektiven Sinnzusammenhängen zu lösen und ihnen einen objektiven Sinn zu verleihen. Der *objektive Sinn* eines Erzeugnisses verweist auf den Gegenstand selber, der aus seinem Entstehungszusammenhang losgelöst und damit auch nicht als von einem bestimmten Anderen erzeugt erfahren wird: „Objektiven Sinn können wir [...] nur einem Erzeugnis als solchem präzidieren, [...] dessen Erzeugung [...] im fremden Bewußtsein von uns unbeachtet bleibt“ (Schütz, 1974, S. 187). Subjektiver Sinn hingegen steht immer im Zusammenhang sowohl mit dem Bewußtsein des Deutenden als auch mit dem Bewußtsein des Erzeugenden. Die Untersuchung sozialer Interaktionsprozesse richtet sich also auf subjektive Sinnzusammenhänge, da alle Ereignisse und Begebenheiten in einem sozialen Kontext stattfinden und unter gegenseitiger Bezugnahme von verschiedenen Akteuren ausgehen. *Erfahrung* konstituiert sich immer in subjektiven Sinnzusammenhängen. *Wissen* hingegen kann als verallgemeinerte und vom Einzelfall abstrahierte Erfahrung verstanden werden. Es kann losgelöst von den konkreten Erfahrungszusammenhängen als kollektive - und damit objektive - Konvention existieren. Subjektive Erfahrungsbestände und darauf beruhende an den Einzelnen gebundene Deutungen sind grundsätzlich empfänglicher für Veränderungen, da sie laufend der Überprüfung in Handlungs- und Interaktionsverläufen ausgesetzt sind, während kollektives Wissen sich nicht von selbst, sondern nur ausgehend von subjektiv vollzogenen Auslegungen über den Umweg eines sozialen Verständigungsprozesses verändern kann.

Das bedeutet im Umkehrschluß aber auch, daß kollektive Wissensbestände von subjektiv vollzogenen Generierungsprozessen ausgehen. Wissen entsteht nicht von selbst, sondern geht aus subjektiv und interaktiv vollzogenen Handlungs- und Reflexionsschleifen hervor. So ist prinzipiell jeder kollektive Wissensbestand, der

Aufbau und die Nutzung eines einfachen Werkzeuges ebenso wie die Beschreibung und Deutung geschichtlicher Ereignisse oder die komplexe wissenschaftliche Theorie auf konkrete Handlungs- und Interaktionsvollzüge im jeweiligen sozialen Kontext zurückführbar.⁷ Die gemeinsame Strukturiertheit der Lebenswelt (Schütz & Luckmann, 1979, S. 38 ff.) betrifft in dieser Weise auch die Vergegenständlichung menschlicher Ideen etwa in Werkzeugen und Maschinen, die Objektivierungen von Sachverhalten durch Zeichensysteme wie Sprache oder die Festschreibung sozialer Regeln und Funktionen durch Institutionen. Gesellschaftliche, betriebliche, familiäre und alle anderen Strukturen, verstanden als von der konkreten Erscheinung losgelöste regelhafte Ordnung verschiedener Elemente, lassen sich somit als verobjektivierte Handlungen verstehen. Strukturen gehen aus Handlungen und Interaktionen hervor, folglich sind sie als Prozesse aufzufassen.⁸ Zwar erscheinen Strukturen, wenn handelnde Subjekte sich auf sie beziehen, meistens als statische und unveränderliche *Bezugspunkte*, Strukturen als Gegenstand von Forschung und Reflexion sind jedoch prinzipiell beweglich und müssen im Zeithorizont betrachtet werden. Alle beschriebenen verobjektivierten Phänomene, Strukturen, Systeme und Institutionen sind grundsätzlich mit einem Sinn behaftet, den sie nicht nur dadurch bekommen, daß Menschen sie in der Vergangenheit hervorgebracht haben, sondern auch dadurch, daß Menschen aktuell mit ihnen umgehen. Auch wenn ihr subjektiver Sinnzusammenhang den Handelnden in ihren in alltäglichen Beziehungen meist verborgen bleibt, sind sie immer dann Gegenstand subjektiver Auslegungsprozesse, wenn der Bezug auf sie problematisch wird, selbstverständlich gewordenen Erfahrungen widerspricht oder aus politischem, wissenschaftlichem oder anderem Interesse gespeist wird.

2.4. Zusammenfassung

Prozessuale Sozialforschung untersucht soziale Strukturen, indem sie Handlungen und Interaktionen beschreibt. Handlungen und Interaktionen sind grundsätzlich als Prozesse aufzufassen, da sie nicht nur an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Moment stattfinden, sondern sich immer auch über eine Zeitspanne erstrecken, also einen zeitlichen Verlauf nehmen. Sie stehen in einem von den Akteuren sinnhaft erfahrenen Zusammenhang mit ihren Voraussetzungen und Folgen.

In einer Handlung bezieht sich ein Individuum (Akteur) auf Gegenstände, Personen oder Ereignisse in seiner Umgebung. Dabei verfolgt er spezifische Absichten, die seine Handlungen in einen subjektiven Sinnzusammenhang stellen (Intentionalität). Innerhalb von Interaktionsprozessen handeln die Beteiligten aufgrund von Deutungen, die sich auf die Handlungen der anderen Beteiligten beziehen. Solche Deutungsprozesse stellen jederzeit und jedermann/frau

⁷ Zur Erklärung wissenschaftlichen Fortschritts aus dem sozialen Kontext heraus anstatt als reine Ideengeschichte siehe Kuhn (1976) und Lück et. al. (1987).

⁸ Hier sei an die referierten Forschungen von Hughes (1928, 1971) erinnert, der Strukturen zwar auf menschliche Handlungen und Interaktionen zurückführt, jedoch ebenfalls aufzeigt, daß deren Gestalt und Wirkung nicht mit den Intentionen und Motiven dieser Menschen übereinstimmt (vgl. Kap. 1.3).

verfügbare Heuristiken dar, die grundsätzlich vorläufige und vage Interpretationen erlauben (*Dokumentarische Methode der Interpretation*; Wilson, 1980, S. 60). Handlungen und Interaktionen unterliegen als Prozesse einer Dynamik, die sich aus den wechselseitigen, situativen Deutungsprozessen ergibt und die grundsätzlich bestimmte Abweichungen zu den Erwartungen der beteiligten Akteure verursacht. Ihr Verlauf ist daher nicht vorherzusagen.

Außerhalb einer Handlung oder Interaktion kann sich der Akteur dieser reflexiv gegenüberstellen und verschiedene Aspekte der Handlung oder der Strukturen mit Bedeutungen versehen (interpretieren, auslegen). Dabei variiert er seine Perspektiven sowohl räumlich als auch zeitlich. Interpretations-/Deutungs-/Auslegungsprozesse beziehen sich in der Regel auf solche Handlungsergebnisse und Interaktionsverläufe, die nicht den eigenen Absichten, Erwartungen, Erfahrungen oder Wissensbeständen entsprechen (unerwartete Ereignisse) und die für die Akteure eine hinreichende Wichtigkeit besitzen.

Unerwartete Ereignisse markieren methodologisch eine Schnittstelle zwischen subjektiven Erfahrungen im Handlungsfluß und reflexiven Auslegungsprozessen der Akteure. Anhand unerwarteter Ereignisse wird indexikales (kontextspezifisches) Wissen über soziale Strukturen thematisiert und zwischen verschiedenen Akteuren verhandelt.

Um sowohl individuelle Erfahrungen als auch kollektives Wissen über Strukturen innerhalb bestimmter sozialer Felder zu erfassen, richtet sich Sozialforschung 1. auf die Handlungs- und Interaktionsprozesse selber, und 2. auf die Thematisierung solcher Prozesse durch die Akteure, deren Verläufe für diese problematisch und von hinreichender Wichtigkeit sind. Prozessuale Sozialforschung löst ihrerseits Interaktionsprozesse zwischen Forschenden und Akteuren aus, die ebenfalls Gegenstand der Forschung sind.

3. Methodologische Folgerungen und Forderungen

3.1. Die Kontinuität zwischen Alltags- und Forschungshandeln

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, daß der Mensch der ihn umgebenden Wirklichkeit mit unterschiedlichen Haltungen begegnet. Einer pragmatischen Haltung, in der er sich aufgrund intersubjektiver Selbstverständlichkeiten zu Gegenständen und Mitmenschen in Beziehung setzt und sich so in einem Handlungsfluß befindet, steht die reflexive Haltung gegenüber, in der er Ereignisverläufe sinnvoll in seine Bezugssysteme einordnet und letztere modelliert. Diese Reflexions-Praxis-Schleife ist dabei keineswegs zufällig, sondern wird durch die Motivationen, Ziele und Strategien der Handelnden (mit-) bestimmt. Da im sozialen Geschehen immer verschiedene Ziele und Motivationen aufeinandertreffen, entspricht der Ereignisverlauf niemals vollständig den Erwartungen eines einzelnen Beteiligten. Der Handelnde ist somit gezwungen, seine eigene Perspektive zu verlassen und sich in Andere zu versetzen, um deren

Intentionen und Pläne nachvollziehen zu können. Egal, ob seine Ziele dabei verständigungsorientiert oder strategisch auf die Durchsetzung des eigenen Vorteils gerichtet sind,⁹ er wird seine eigenen Handlungsstrategien überprüfen und verändern. Er entwirft Hypothesen und Erklärungsmodelle, stellt Gedanken- oder reale Experimente an und baut auf diese Weise seine Bezugs- und Begriffssysteme aus. In diesem Prinzip reflektierten und planvollen Vorgehens unterscheiden sich Wissenschaftler nicht von anderen Handelnden, ob im Beruf oder in anderen Lebensbereichen. Zwar werden an wissenschaftliches Handeln und Deuten bestimmte professionelle Kriterien angelegt - etwa eine höhere Expliziertheit, Abstraktion und der Anspruch der Verobjektivierung - es unterliegt jedoch grundsätzlich der gleichen Reflexions-Praxis-Schleife wie jedes andere Handeln auch (Abb. 1). Die Praxis der Forschung ist das Alltagshandeln des Wissenschaftlers.

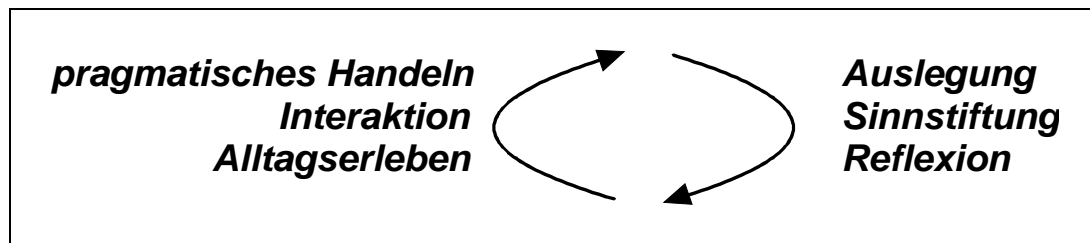


Abb.1: Die Reflexions-Praxis-Schleife als Grundhaltung gegenüber sozialer Wirklichkeit

Folglich beschreibt Hildenbrand die „Kontinuität von alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Denken“ (1994, S. 13) als eine der Grundlagen soziologischer Forschung, die die Strategie der Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie (*grounded theory*) von Anselm Strauss (1994; vgl. Hopf, 1979; Glaser & Strauss, 1979) bestimmt. Auch Kleinig (1982, S. 225 ff.) postuliert die Einheit der Methoden; Alltags-, qualitative und quantitative Methoden unterliegen demnach derselben Logik, auch wenn sie in einer hierarchischen Beziehung stehen, in der mit steigendem Abstraktionsgrad ihre Komplexität sinkt. Die Psychologie orientiert sich analog und wendet sich vom mechanistischen Verhaltensbegriff dem Konzept der Handlung zu. Im Verhaltensbegriff werden interne und subjektgebundene Vorgänge, wie Wahrnehmung, Kognition, Motivation, Intention usw. ausgeklammert, er richtet sich lediglich auf den beobachtbaren Ausdruck menschlicher Aktivität. Eine Handlung hingegen schließt Absicht, Planung, Durchführung und Bewertung einer Aktivität durch den Ausführenden mit ein und unterstellt ihr prinzipiell Rationalität, also Sinnhaftigkeit (vgl. Groeben, 1986, S. 182 ff.). Entsprechend richtet sich psychologisches Erkenntnisinteresse zunehmend auch auf die Beschaffenheit des Wissens, oder umfassender: die innere Abbildung äußerer Realität. Die Struktur personengebundenen Wissens weist dabei grundsätzlich Komplexität und Organisation auf. Insofern man subjektive Wissensstrukturen als Konstruktionen über die Wirklichkeit begreift (vgl. Kap. 1.1), ist von einer Strukturparallelität zwischen Mensch und Wissenschaftler auszugehen (vgl. Wehner &

⁹ Habermas unterscheidet in seiner Theorie des kommunikativen Handelns verständigungsorientierte und strategische Kommunikation als zwei Grundformen kommunikativen Handelns (vgl. Legewie, 1987).

Endres, 1993, S. 14 u. Endres & Wehner, 1995), die sowohl die Organisation, als auch die Anwendung, als auch die Erweiterung von Wissen in Folge planvollen Handelns und Kommunizierens umfaßt. Konsequenter sah Kelly (1955, zit. nach Catina & Schmitt, 1993) den Mensch als Wissenschaftler (*man the scientist*), der Hypothesen entwickelt und auf deren Angemessenheit überprüft.¹⁰ Dieses Menschenbild aufnehmend zielen alle empirischen Verfahren, die mit den Attributen qualitativ, interpretativ, rekonstruktiv, kommunikativ oder dialogisch gekennzeichnet werden, auf diesen zyklischen Zusammenhang zwischen Wissen und Handeln. Unterscheiden lassen sich dabei Verfahren, die sich in erster Linie auf alltägliche Handlung und Interaktion richten, von solchen, die die beforschten Subjekte zur reflektierten Deutung und Interpretation ihres Alltags anregen (Abb. 2). Besonders ergiebig und inzwischen auch methodisch ausgefeilt sind solche Verfahren, die sich entweder auf alltägliche Interaktionen und Handlungsmodi stützen (z.B. Erzählungen), dabei jedoch auch Deutungen, Verdichtungen und Evaluationen der Auskunftspersonen auslösen, oder die zu Auslegungsprozessen anregen und subjektive Theorien erheben, sich dabei aber auf konkrete Erlebnisse stützen.

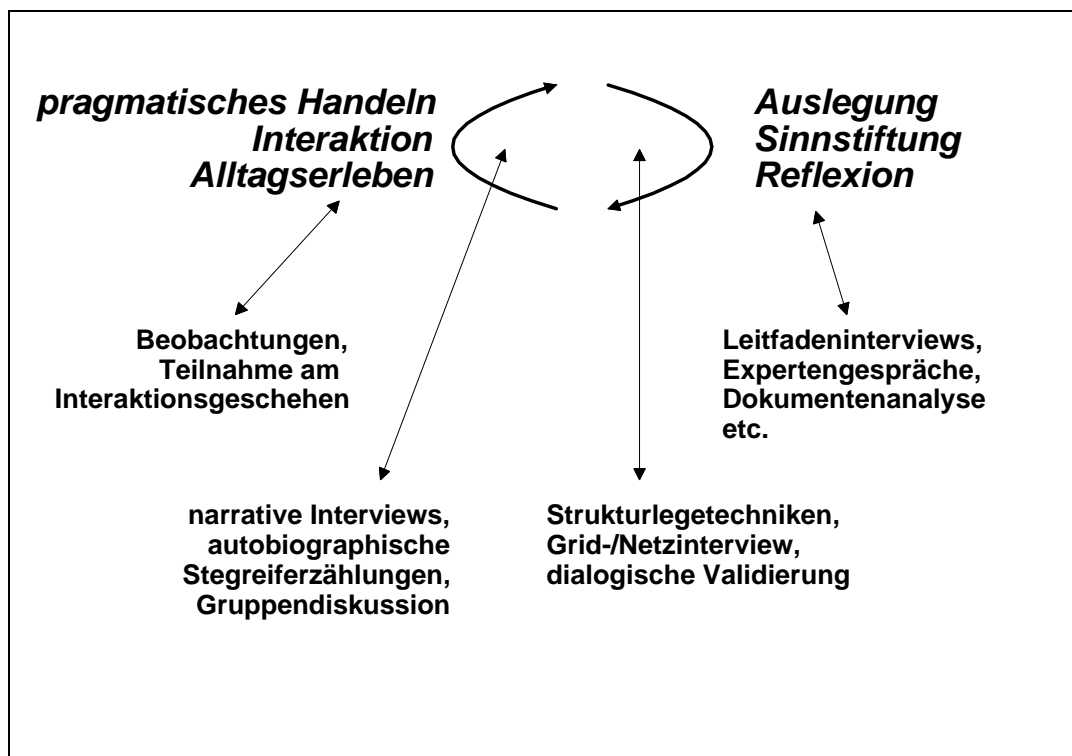


Abb. 2: Ansatzpunkte für sozialwissenschaftliche Methoden

Der Ethnologe ist in seiner Arbeit auf die teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtung einer fremden Kultur angewiesen. Dabei ist er bestrebt, die eigene Perspektive auf das Geschehen zu erkennen und zu verändern (vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1976, S. 33). In jedem anderen Forschungsfeld ist der Forscher ebenfalls darauf angewiesen, eigene Begriffe und Vorannahmen auf ihrer Gültigkeit im jeweiligen Handlungsfeld zu überprüfen und zu modifizieren. Er

¹⁰ Genauso bemerkenswert und folgenreich ist der Umkehrschluß "Der Wissenschaftler als Mensch".

kann den Kontakt, in den er mit den Handelnden im Forschungsfeld tritt, dazu nutzen. Da ihre Reflexion bereits der Begriffsentwicklung dient, ist die Teilnahme am alltäglichen Interaktionsgeschehen bereits als Forschungsmethode zu betrachten. Das narrative Interview (Wiedemann, 1986; Bohnsack, 1991) und seine methodisch verfeinerte Variante der autobiographischen Stegreiferzählung (Schütze, 1976, 1984) aktivieren bei den Befragten längere Erzählungen, welche als sprachliche Mitteilungsförm der unmittelbaren Erfahrung im Handlungsfluß am nächsten stehen und als elementarer Modus der Kommunikation gelten. Neben der ausführlichen und situativen (indexikalen, s.o.) Darbietung eigener Erlebnisse werden in Erzählungen auch Bewertungen über diese vorgenommen. Insofern führen sie über das pragmatische Motiv hinaus zur Reflexion und Sinnstiftung (vgl. Kohli, 1981). Gruppendiskussionen (Bohnsack, 1991; Bohnsack et. al., 1995) stellen ebenfalls einen alltäglich verfügbaren Handlungsmodus dar, in ihnen beziehen sich die beteiligten Akteure aufeinander und sind daher gezwungen, Verdichtungen, Bewertungen und Positionsbestimmungen über die thematisch relevanten Gegenstände vorzunehmen. In Gruppendiskussionen lassen sich authentische Repräsentationen der Du- und Wir-Beziehungen (vgl. 2.3.) innerhalb sozialer Gruppen auffinden. Strukturlegetechniken (Scheele & Groeben, 1988; Christmann & Scheele, 1995) oder die Repertory Grid-Technik nach Kelly (Scheer & Catina, 1993; Raeithel, 1995; Fromm, 1995) stellen kommunikative Verfahren dar, mit denen Forscher und Auskunftspersonen in gemeinsamer Arbeit Handlungsverläufe und Erlebnisse ordnen, strukturieren und verdichten. Sie setzen damit auf der Ebene der Reflexion an, stützen sich aber auf die retrospektive Thematisierung von Erlebnisverläufen. Inhaltlich vorstrukturierte Verfahren (z.B. Leitfadeninterviews, Fragebögen) und Dokumentenanalysen zielen hingegen auf bereits verdichtete, zum Teil entsubjektivierte Informationen und abstrahieren somit von alltäglichen Erfahrungen. Trotzdem können sie wertvolle Informationen für den Sozialforscher enthalten (vgl. Strauss, 1994). Bereits diese Auswahl zeigt, daß keine Forschungsmethode für sich allein stehen sollte, sondern daß nach den jeweiligen Gegebenheiten und den jeweils vorherrschenden Interessen bei Forschern und im Feld unterschiedliche Verfahren zum Einsatz kommen sollten (*Triangulation*, vgl. Bohnsack et. al., 1995). Im hier dargestellten Projekt waren dies vor allem: die Teilnahme am Interaktionsgeschehen einschließlich der ständigen dialogischen Validierung von Zwischenauswertungen, Dokumentenanalysen, Interviews unterschiedlicher Vorstrukturiertheit, Gruppendiskussionen, Expertengespräche und Beobachtungsverfahren. Wichtig ist bei dem Einsatz der Methoden weniger das schulmäßige Abarbeiten als vielmehr die Einbettung in eine übergeordnete Strategie der Erkenntnisgewinnung und die Einhaltung wesentlicher Prinzipien von Sozialforschung.

3.2. Grundlegende Prinzipien prozessualer Sozialforschung

Das Prinzip der Verschränkung von Datenerhebung und Theoriegewinnung

Das Forschungsfeld erschließt sich dem Wissenschaftler fortlaufend. Bereits sein erster Kontakt mit der alltäglichen Welt, auf die er sein Erkenntnisinteresse richtet, entspricht einer Datenerhebung. Indem er mit den Akteuren in ihrer alltäglichen Welt in Interaktion tritt, begründet er mit ihnen eine Beziehung, in der Informationen über gegenseitige Interessen ausgetauscht werden. Jeder Informationsaustausch und Interaktionsprozeß unterliegt beiderseits einer nachfolgenden Auslegung. Für alle Beteiligten gilt, daß der Verlauf und das Ergebnis der gegenseitigen Interaktion nicht vollständig vorhersehbar ist und immer neue Informationen hervorbringt. Der Wechsel aufeinanderbezogener Handlungen und Deutungen konstituiert bereits die erste laufende Schleife zwischen Datenerhebung und Datenauswertung - auf beiden Seiten. Diese Phase der *Exploration* (vgl. Blumer, 1973, S. 122 ff.; Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1976, S. 39 ff.) dient sowohl der inhaltlichen wie der methodischen Orientierung. Methodisch empfiehlt sich die Kenntnisnahme und Anwendung von Alltagsmethoden, die die Akteure selbst erfolgreich anwenden.¹¹ Mit zunehmender Präzisierung der Fragestellung nimmt der Forscher Konzeptualisierungen vor, er bildet Begriffe, mit denen er die weiteren Interaktionsprozesse gezielter bestreitet. Auf diese Weise entsteht zunehmend ein dichteres Begriffssystem. Die entstehenden Begriffe, Hypothesen und Konzepte werden dabei mit den Akteuren besprochen und überprüft. Eine solche kommunikative oder dialogische Validierung stellt ihrerseits wiederum eine Datenerhebung dar und erfolgt somit methodisch kontrolliert. Wichtigstes Kriterium zur Beurteilung der entstehenden Konzepte ist deren Gegenstandsangemessenheit (*grounded theory*, Strauss, 1994; vgl. Hildenbrand, ebd.), die sich durch die Heranziehung weiterer Daten aus dem Feld feststellen läßt. Dieses Wechselspiel aus Interaktion und Interpretation bestreitet der Forscher ebenso wenig voraussetzungslos wie die beteiligten Akteure. Er wird sein Vorverständnis reflektiert einbringen. Die vorherige Reflexion und Strukturierung seines Vorverständnisses kann er dabei nutzen, indem er *sensitizing concepts* (Blumer, 1980, S. 105 ff.; vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1976, S. 39 ff.), also bewußt gewählte *wahrnehmungsleitende Konzepte* entwickelt. Ein solches wahrnehmungsleitendes Konzept ist etwa das Störungsparadigma (vgl. Wehner/Endres, 1993; Endres/Wehner, 1995). Die Forscher achten dabei besonders auf solche Ereignisse, die gewohnte oder erwartete Handlungsabläufe unterbrechen. Dies kann anhand von direkten Beobachtungen, oder retrospektiv durch Dokumentenanalysen (in diesem Fall z.B. Störungstagebücher) und Befragungen geschehen. Dabei gilt, daß eine Störung das ist, was von den daran Beteiligten als solche qualifiziert wird. Individuelle Bedeutungssetzungen und deren kollektive

¹¹ Gerade im industriellen und betrieblichen Bereich gibt es eine Fülle bewährter Techniken der Informationsbeschaffung, -bewertung und -verwendung, sowohl individuell wie kollektiv. In der Praxis werden Instrumente ständig neu- und weiterentwickelt (Dokumentationssysteme, "Briefings", Kreativitäts- und Problemlösetechniken, "Benchmarking", um nur einige zu nennen).

Aushandlung, die den unerwarteten Ereignissen bestimmte Ursachen, Qualitäten und Folgen zuschreiben, dienen der Beschreibung, Klassifizierung und Erklärung von Störungen. Solche Zuschreibungsprozesse werden durch die vergegenständlichten Konsequenzen eines Ereignisses ebenso bestimmt wie durch individuelle und kollektive Interessen und Intentionen. Folglich beinhaltet „die Bezeichnung 'Störung' kein struktur- oder wesensimmanentes, sondern ein soziales Urteil“ (Wehner & Endres, 1993, S. 5). Der Forscher wird zunächst eine Störung nicht als das auffassen, was seine wissenschaftliche oder alltägliche Tradition nahelegt, sondern ausschließlich das Störungsverständnis der zwischenbetrieblichen Akteure zu erschließen versuchen. Im weiteren Verlauf der Forschung wird sich durch die Interaktion zwischen Forschern und Handelnden möglicherweise ein gemeinsames oder einander angenähertes Störungsverständnis entwickeln. So wird aus dem wahrnehmungsleitenden ein empirisch verankertes Konzept, das wiederum Bestandteil von Theorien sein kann.

Das Prinzip der Offenheit von Vorverständnis, Methoden und Vermittlung

Sozialforschung und soziale Realität finden in unterschiedlicher Geschwindigkeit statt. Der Zeithorizont des Forschers, der sich zwischen der Erhebung von Daten und der Rückmeldung von Ergebnissen an die Auskunftspersonen - sofern diese überhaupt stattfindet - aufspannt, umspannt eine Vielzahl von Vorgängen, in denen sich die Bedingungen im Feld und die vorherrschenden Themen und Problemstellungen ständig verändern. Dies zeigt sich verschärft im betrieblichen Kontext. Wird beispielsweise ein konkretes Störungsereignis analysiert, so sind dessen Umstände und Bedeutungszuschreibungen meist bereits einige Wochen später für die Akteure nicht mehr aktuell. Die Analyse umfangreichen Datenmaterials kann allerdings nicht in wenigen Tagen geschehen. Um also die Bereitschaft der Akteure zur Thematisierung zurückliegender und nicht aktuell handlungsrelevanter Ereignisse zu finden, sollte der Forscher ihnen seine Arbeitsweise verständlich machen. Die Transparenz der eingesetzten Methoden ist eine Bedingung hierzu. Darüber hinaus sollte auch ein Diskurs über das Forschungsinteresse stattfinden. Das Interesse und Vorverständnis des Forschers wird sich in diesem Dialog verändern. Eine klassische industriesoziologische Studie über das *Gesellschaftsbild des Arbeiters* hat die Probleme aufgezeigt, die sich aus einem Festhalten an einem im Vorfeld gefassten theoretischen Interesse ergeben (vgl. Bahrtdt, 1985). Nur über gegenseitige Offenheit wird es gelingen, die selbstverständlich unterschiedlichen Interessen von Forschern und Akteuren im Feld aufeinander abzustimmen. Offenheit im ersten Sinne bezieht sich also auf die Interaktion zwischen Forschern und „Beforschten“ und zielt auf den Aufbau von Vertrauen. In ihrem zweiten, nicht weniger wichtigen Sinn ermöglicht die Offenheit der Methoden und Hypothesen die Anpassung dieser an die stetigen Veränderungen im Feld. Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie ist auf die ständige Revision vorläufiger Hypothesen angewiesen (vgl. Hopf, 1979; Strauss, 1994). Die Strukturierung des Gegenstandes soll nicht durch die vorab konzipierten Untersuchungsverfahren bestimmt werden oder gar durch standardisierte Antwortmöglichkeiten einge-

schränkt werden, sondern im ständigen Wechsel von Datenerhebung, Auswertungsschritten und Rückmeldung an die Auskunftspersonen Raum finden. Anstatt einer vorausgehenden Hypothesenbildung sollen die Akteure im Feld die Gelegenheit erhalten, den Forschungsgegenstand selber zu strukturieren (vgl. Hoffmann-Riem, 1980, S. 343 ff). Schließlich bezieht sich Offenheit auch auf die Vermittlung der Forschungsergebnisse sowohl an die Akteure im Feld als auch im wissenschaftlichen Kontext. Im wissenschaftlichen Diskurs kann zur Anschlußfähigkeit zwar auf die entsprechende Terminologie zurückgegriffen werden, jedoch sollten Forschungs- und Deutungsschritte offengelegt werden. Im beforschten Feld hingegen soll sich die Darstellung der Befunde an der Alltagssprache der Akteure orientieren (vgl. Glaser & Strauss, 1979, S. 102 ff.). Dies ist schon deswegen unabdingbar, da der Erkenntnisfortschritt zu wesentlichen Teilen auf dem Austausch mit den Akteuren beruht. Die Rückmeldung von Zwischenergebnissen erlaubt sowohl eine Korrektur von abwegigen Schlußfolgerungen als auch das Zuspitzen und Auffinden neuer und relevanter Fragestellungen. Die Dialog- und Feedbackorientierung (vgl. Endres, i.d. Band) gibt sowohl dem Forscher wie den Akteuren die Gelegenheit zur Reflexion. Ziel dabei ist es, einen tragfähigen Konsens über die beidseitigen Deutungen herzustellen. Ein solcher *Dialog-Konsens* gewinnt als *Wahrheitskriterium* auch in der psychologischen Forschung an Aktualität (vgl. Scheele, 1995; Scheele & Groeben, 1988). Die Beforschten sollen sich in den Interpretationen des Forschers wiederfinden, nur sie selbst können innerhalb ihrer Handlungsbezüge über die Richtigkeit der Hypothesen, also deren Gegenstandsangemessenheit, entscheiden. Die Offenheit zielt in ihrem dritten Sinn auf die Verständlichkeit der Darstellung, kein Zusammenhang ist so komplex, daß ihn nur sein Autor verstehen könnte.

Das Prinzip der Kommunikation zwischen Forschungs- und Alltagsakteuren

Der Anspruch, mit den Befragten und Akteuren im Feld eine offene und kooperative Beziehung aufzubauen, ist nicht nur eine Frage des Forschungsstils, sondern hat auch direkte Konsequenzen für die Güte der erhobenen Daten und gewonnenen Erkenntnisse. Die Bereitschaft der Befragten, Informationen preiszugeben oder in Anwesenheit von Forschern problematische Ereignisse zu thematisieren und Deutungsversuche zu unternehmen, wird eben nur durch Vertrauensbeziehungen ermöglicht, die es erlauben, sich auf Zonen der Unsicherheit einzulassen. Wie bereits dargestellt, ist das hier untersuchte Forschungsfeld eher durch solche Unsicherheitszonen als durch selbstverständlich gewordene Regeln und Strukturen gekennzeichnet. Zum Aufbau einer tragfähigen Beziehung zwischen Forschern und betrieblichen Akteuren sind also zunächst die beiderseitige Bereitschaft zu kommunikativem Austausch erforderlich. Das wiederholt geführte alltägliche Gespräch stellt somit den Anfang der Forschungsinteraktion dar. Die Forscher sind dabei bestrebt, die sprachlichen Regeln und Ausdrucksformen im Feld zu verstehen und anzuwenden und in einem weiteren Schritt den Beforschten ihre Konzepte und Annahmen verständlich zu machen. Neben dem Aufbau gegenseitiger Akzeptanz gewährleistet eine solche vertrauensvolle Kommunikationsbeziehung auch die

Erschließung des Forschungsgegenstandes. In den letzten Jahrzehnten haben sowohl Soziologie wie Psychologie hierzu geeignete Methoden entwickelt. Erste große industriesoziologische Studien der Nachkriegszeit werden von beteiligten Forschern heute vor allem unter dem Aspekt der methodischen Kompetenz kritisch rekapituliert (etwa Bahrtdt, 1985). Vor allem die Frankfurter Schule war bei der Untersuchung des Betriebsklimas eines großen westdeutschen Konzerns bestrebt, kontextbezogene Informationen zu verarbeiten und stieß dabei auf den Widerspruch zwischen ihrem Anspruch, „die Sache selbst zum Sprechen zu bringen“ und der quantitativ-methodisch bedingten „Auflösung eines Sinnzusammenhangs (...) in bloße Faktizität, Daten, Tabellen“ (von Friedeburg, 1991, S. 71). Hier drückt sich eine Polarität zwischen zwei Positionen aus, die die methodologische Diskussion in den Sozialwissenschaften leider heute noch prägt: Genausowenig wie die einzig richtige Abstraktion gibt es *die* „Sache selbst“ als einzige Realität. Indem man etwas „zum Sprechen“ bringt, fängt man bereits Symbolisierungen und damit Interpretationen ein.¹²

Im anderen erwähnten Forschungsprojekt erwies sich, „daß die Methode der Beschreibung von Arbeitsvollzügen auf der Basis von längeren (...) Beobachtungen und der nachträglichen Analyse mit den Mitteln der philosophischen Phänomenologie fruchtbar gewesen ist“ (Bahrtdt, 1985, S. 153). Durch die Teilhabe an alltäglichen Interaktionen auf der Basis einer verständigungsorientierten Kommunikation kann es gelingen, die Sinnzusammenhänge, wie sie sich im Feld zeigen, zu erkennen. Denn nur die Akteure selbst verleihen „ihrem Verhalten Sinn und Bedeutung“ und nur „in ihrem Kontext“ wird „menschliches Verhalten wirklich verstanden“ (Kruse, 1987, S. 119). Die Kommunikation mit den betrieblichen Akteuren erschließt Informationen in ihrer Kontextbezogenheit (Indexikalität; Kap. 2.3). Der Forscher wird also bemüht sein, dem beforschten Feld nicht seine eigenen sprachlichen Ausdrucksformen und Kommunikationsregeln aufzuzwingen, sondern diejenigen der Akteure zu erlernen und anzuwenden: „Will man im Forschungsprozeß die Wirklichkeitskonzeption der Handelnden nachzeichnen, muß das System von kommunikativen Regeln aktiviert werden, das außerhalb der Forschungssituation die Konstitution von Wirklichkeit leitet“ (Hoffmann-Riem, 1980, S. 348). Die Teilhabe an alltäglichen Interaktionen gehört also zum Programm einer prozessual verstandenen Sozialforschung: „Der Untersuchungsgegenstand prozessuale Kooperation erschließt sich den Forschenden nur in dem Maße, in dem es ihnen gelingt, gegenüber den betrieblichen Untersuchungspartnern die Voraussetzungen für prozessuale Kooperation zu erfüllen“ (Endres, 1996). Eine so verstandene Beziehung zwischen Forschern und Beforschten gewährleistet dann auch den zentralen Sinn des Prinzips der Kommunikation, nämlich den Nutzen dieser Beziehung nicht nur für den Forscher, sondern auch für die beforschten Akteure: „Nur wenn das Forschungsobjekt seine Handlungsorientierungen in autonomer Selbstdarstellung gestalten kann, [...], wenn es sich selbst auch emotional

¹² Husserl, auf den diese Wendung zurückgeht, verwendete den Plural: „zu den Sachen selbst“ und wollte diese nicht zum Sprechen bringen, sondern ihr Wesen „freilegen“ (Waldenfels, 1992, S. 17 ff.).

engagiert einbringen und die Bedeutsamkeit der Interviewkommunikation auch für seine alltäglichen Handlungszusammenhänge unterstellen kann - nur dann ist interne Gültigkeit zu erhoffen“ (Hoffmann-Riem, 1980, S. 350). Die Kooperationsbereitschaft der befragten Akteure kann durch das Angebot einer offenen Kommunikation anstatt einer standardisierten Befragung sicher gefördert werden.

Das Prinzip der verobjektivierenden Interpretation

Während sich die Prinzipien der Offenheit und der Kommunikation in erster Linie auf die Phasen der Datenerhebung - einschließlich der Validierung im Dialog-Konsens - beziehen, dient die Interpretation der Weiterverarbeitung von Daten zu Konzepten und Hypothesen. Während standardisierte Verfahren wie Fragebögen und Experimente - auf vorgefaßten Hypothesen beruhen und diese überprüfen wollen, fördern offene Verfahren zunächst eine große Menge an kontextbezogenen Daten, meist verbaler Art, zutage. Hier setzt die Unterscheidung zwischen *Verstehen* und *Erklären* an, die in der hermeneutischen Tradition von Dilthey (vgl. Hufnagel, 1976) vorgenommen wurde: *Erklären* meint das Herstellen von kausalen Zusammenhängen aufgrund von bekannten Gesetzen und deren Anwendung auf einen beobachteten Sachverhalt. Der Verstehensbegriff richtet sich auf die innere Struktur des Sachverhaltes. Hinter dem äußeren, dem beobachteten Sachverhalt liegt sein Inneres, seine Bedeutung. Diese Bedeutung ist nicht letztgültig bestimmbar, sie ist in der konkreten Situation gebunden, in der sie aktualisiert wird. Das Zeichen stellt die Verbindung zwischen Äußerem und Innerem her: Es manifestiert sich als ein Datum, das beobachtbar und dokumentierbar ist, und es symbolisiert als Äußerung die eigentliche Bedeutung des Sachverhaltes. Von der äußeren Zeichenwelt auf die innere Bedeutungswelt zu schließen heißt *Verstehen*. Grundlage des Verstehens ist der interpretative Akt, die Auslegung des Sachverhaltes auf seine möglichen Bedeutungen hin. Eine solche Auslegung kann intuitiv erfolgen, wie es in der Alltagswelt häufig der Fall ist, oder regelgeleitet als hermeneutischer Prozeß. Hermeneutisches Verstehen beruht auf einer kreisförmigen Bewegung zwischen dem zum Verständnis stehenden Detail und dem Gegenstand als Ganzem, welcher sich schrittweise herausbildet. Der hermeneutische Zirkel (Gadamer, 1986) versucht durch das Verständnis von Texten (auch: gesprochenen Texten) die soziale Realität, die auf der gemeinsamen Verwendung von Zeichen beruht, zu rekonstruieren.

Die Interpretation ist der grundlegende Vorgang zum Verständnis sozialer Wirklichkeit. Dies gilt für die ständigen Akteure ebenso wie für die temporär anwesenden Forscher, deren Denk- und Verstehensweisen sich prinzipiell ähneln (Kap. 3.1.). Insofern können wir von Interpretationsprozessen sprechen, die auf unterschiedlichen Abstraktionsstufen stattfinden. Als Interpretation erster Ordnung ist das von den ständigen Akteuren jeweils kommunizierte Verständnis über die untersuchten Ereignisse und Gegenstände aufzufassen. Ihre Deutungen werden mit unterschiedlichen Verfahren dokumentiert. Der Forscher sucht nach Regelmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten in dem erschlossenen Material, ordnet es aufgrund

ihm immanenter Kriterien und schafft so aus den Rohdaten eine erste Systematik (Interpretation zweiter Ordnung). Diese Systematik wird im Feld zurückgemeldet, von den beforschten Akteuren kommentiert und miteinander abgestimmt. Ist auf diese Weise sichergestellt, daß die Analysen des Forschers im Gegenstand, d.h. in den Interpretationen der Handelnden verankert sind, kann der Forscher in einer weiteren Phase der Analyse eigene Begrifflichkeiten auf das Material anwenden. Er vollzieht eine Interpretation dritter Ordnung, indem er die systematisierten Ergebnisse mit seinem bereits früher erworbenen wissenschaftlichen Verständnis konfrontiert. Wenn er verschiedene Bezugsschemata integriert, kann er nicht die Explorationsergebnisse seinen vorgefaßten Begriffen anpassen, sondern soll vielmehr die bestehenden und ihn leitenden Theorien den Ergebnissen, d. h. dem Gegenstand anpassen. Während das Verständnis über einen Sachverhalt diese Interpretationsstufen durchläuft, wird es gleichzeitig verobjektiviert, d.h. es wird von seinem ursprünglichen Entstehungszusammenhang gelöst (etwa in wissenschaftlichen Publikationen). Die Interpretation dritter Ordnung wurzelt zwar in den Deutungen der ständigen Akteure und kann jederzeit an ihnen überprüft werden, sie abstrahiert aber gleichzeitig von ihnen, indem sie in sozialwissenschaftlichen Deutungssystemen formuliert wird. Die so entstehenden Modelle und Aussagen sollten ihren Geltungsbereich durch die Explizierung ihres Entstehungs- und Anwendungskontextes bestimmen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß Bedeutungen und mit ihnen das jeweils vorherrschende Verständnis über soziale Realitäten stets veränderlich sind. Bedeutungen werden in sozialen Interaktionen gesetzt, in denen die Beteiligten sich über Gegenstände, Ereignisse, Institutionen, Empfindungen oder Ideale austauschen, einen Konsens oder Dissens - meist beides - gemeinsam anerkennen und auf dieser Grundlage schließlich den Dingen und anderen Menschen gegenüber handeln (vgl. Blumer, 1980, S.81ff.). Im Zuge dieser Handlungen jedoch verändert sich der jeweilige Realitätsausschnitt in mehr oder weniger starkem Maße, womit ständig neue Deutungssetzungen notwendig werden. Soziale Wirklichkeit, menschliches Handeln und deren reflexive Deutung im alltäglichen oder wissenschaftlichen Diskurs stellen also einen untrennbaren Zusammenhang dar und sind ausschließlich aus sozialen Interaktionen herzuleiten.

4. Schlußbemerkung: Akzentuierung der Position

Ich habe versucht, das interpretative Paradigma der Sozialforschung für die Beforschung der betrieblichen Lebenswelt zu erschließen. Die Darstellung bleibt allerdings lückenhaft. Ich habe etwa darauf verzichtet, Beispiele der Aktionsforschung im Kontext des Programms „Humanisierung der Arbeitswelt“ (vgl. Fricke, Notz & Schuchardt, 1982; Friedrich Ebert Stiftung, 1981) und in der amerikanischen Organisationsforschung (*action research*; Clark, 1972; Whyte, 1991) aufzugreifen, die ebenfalls eine deutliche Feldorientierung aufweisen. Wichtig ist zunächst nur, daß es eine Tradition der Feldforschung gibt, an die die moderne Organisations- und Arbeitsforschung anknüpfen kann und sollte. Deren

Entstehung fällt nicht zufällig mit der Begründung und ersten Etablierung der akademischen Soziologie und Psychologie zusammen.

Die Preisgabe des Anspruchs auf unabhängige Theorien bringt andere, eher erhöhte Anforderungen mit sich. Arbeits- und organisationspsychologische Modelle und Konzepte müssen sich einerseits in der betrieblichen Lebenswelt bewähren und andererseits an den wissenschaftlichen Diskurs anschließen und dort geteilt werden. Die Preisgabe des letzteren würde in eine ausufernde Beratungspraxis mit akademischer Pseudo-Legitimation münden; die ausschließlich wissenschaftliche Diskussion erstarrte schließlich in rituellen Mechanismen der Publikation und des Vortrags.

Die Betonung eines Erkenntnisfortschritts durch Interpretation in den praktischen und analytischen Validierungsschleifen bedeutet aber auch keinen ungebremsten Relativismus. Er setzt lediglich bestimmte, realitätsferne Gütekriterien außer Kraft und ersetzt diese durch ein höheres Maß an persönlicher und disziplinärer Reflexion. Denn auch Reliabilitäts- und Validitätskoeffizienten werden zunehmend in erstarrenden Ritualen verwendet und tragen meist nichts zur Anschaulichkeit und Vermittlung des Forschungsgegenstandes bei. Wenn stattdessen lebensweltliche Kriterien herangezogen werden, ist die Gültigkeit von Forschungsergebnissen immer in einen kulturellen, historischen und gesellschaftlichen Kontext eingewoben. Dieser Kontext ist meiner Auffassung nach keineswegs so beliebig oder wandelbar, wie es in seiner medialen Vermittlung den Anschein hat. Die Assoziation des schnellen Wandels wird möglicherweise sogar durch die wissenschaftliche Expertenkultur gefördert: In einer zunehmend durch Spezialisierung, Partialisierung und Mikrotheorien geprägten Landschaft müssen Erkenntnisinteressen und Anwendungsbezüge immer neu legitimiert werden, obwohl die Probleme in der betrieblichen Realität und deren Erwartungen an die Theorie vermutlich auf breiter Basis die ähnlich sind und bleiben.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976): Kommunikative Sozialforschung; München, Wilhelm Fink; darin diess.: Theoretische und methodische Grundzüge kommunikativer Sozialforschung; S. 10 - 87.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) (1980): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit; Bd.1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie; Bd.2: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens; Opladen: Westdeutscher Verlag; Doppelband; 5.Auflage 1981; darin: Joachim Matthes u. Fritz Schütze: Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit; S. 11 - 53.
- Bahrdt, H.-P. (1985): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Ein Vortrag zur Entstehung dieser Studie; in: Zeitschrift für Soziologie; Jg. 14, Heft 2, S. 152 - 155.
- Bateson, G. (1985): Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven; Frankfurt/M.: Suhrkamp stw; darin Teil I: Metaloge.
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. eine Theorie der Wissenssoziologie; Frankfurt.

- Blumer, H. (1980): Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, S. 80 - 146; (zuerst: 1969, New York).
- Bohnsack, R. (1991): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung; Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, R.; Loos, P.; Schäffer, B.; Städtler, K. & Wild, B. (1995): Die Suche nach Gemeinschaft und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen; Opladen: Leske und Budrich.
- Bühl, W. L. (Hg.) (1972): Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München: Nymphenburger Verlagshandlung; darin ders.: Einleitung: Die alte und die neue Verstehende Soziologie.
- Catina, A. & Schmitt, G. M. (1993): Die Theorie der persönlichen Konstrukte; in: Scheer & Catina.
- Christmann, U. & Scheele, B. (1995): Subjektive Theorien über unredliches Argumentieren: Ein Forschungsbeispiel für die kommunikative Validierung mittels Dialog-Konsens-Hermeneutik; in: König & Zedler.
- Clark, P. A. (1972): Action research and organizational change. London: Harper & Row.
- Coveney, P. & Highfield, R. (1992): Anti-Chaos. Der Pfeil der Zeit in der Selbstorganisation des Lebens; Reinbek: Rowohlt.
- Cressey, P. G. (1932): The Taxi-Dance Hall. Chicago (1969: New Jersey: Montclair).
- Endres, E. (1996): Lieferbeziehungen als Kooperationschance. Begründung eines prozessualen Forschungsansatzes. In: Endres & Wehner, S. 1 - 30.
- Endres, E. & Wehner, T. (1995): Störungen zwischenbetrieblicher Kooperationen - Eine Fallstudie zum Grenzstellenmanagement in der Automobilindustrie; in: G. Schreyögg u. J. Sydow (Hg.): *Managementforschung 5: Empirische Studien*; Berlin: de Gruyter.
- Endres, E. & Wehner, T. (Hg.): Zwischenbetriebliche Kooperation. Die Gestaltung von Lieferbeziehungen. Weinheim: Beltz / PVU.
- Fricke, E.; Notz, G. & Schuchardt, W. (1982): Beteiligung im Humanisierungsprogramm. Zwischenbilanz 1974 - 1980. Bonn: Dietz, Reihe Arbeit, Band 7.
- Friedeburg, L. v. (1991): Anspruch und Schwierigkeiten kritischer Sozialforschung; in: J. Früchtl & M. Calloni (Hg.): *Geist gegen den Zeitgeist. Erinnern an Adorno*; Frankfurt: Suhrkamp; S. 68-75.
- Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.) (1981): Qualifikation und Beteiligung. Humanisierung im Interesse der Arbeitenden: Das „Peiner Modell“. Bonn.
- Fromm, M. (1995): Repertory Grid Technique - Netzinterview; in: König & Zedler.
- Gadamer, H.-G. (1986): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik; darin: Grundzüge einer Theorie der hermeneutischen Erfahrung. 5. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr; S. 270 - 384.
- Garfinkel, H. (1980): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen; S. 189 - 262; (zuerst 1961, Louvain).
- Garfinkel, H. & Sacks, H. (1980): Zum Phänomen der Indexikalität; Anhang zu Garfinkel, 1980; S. 210 - 214.
- Giddens, A. (1984): Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung; Frankfurt a. M.: Campus.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung; in: Hopf & Weingarten.
- Groeben, N. (1986): Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie; Tübingen: Francke.
- Hildenbrand, B. (1994): Vorwort; in Strauss; S.11 - 17.

- Hoffmann-Riem, C. (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - Der Datengewinn; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 32; 1980, S. 339 - 372.
- Hopf, C. (1979): Soziologie und qualitative Sozialforschung. In Hopf & Weingarten.
- Hopf, C. & Weingarten, E. (Hg.) (1979): *Qualitative Sozialforschung*; Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hughes, E. C. (1928): A study of an secular institution: The Chicago real estate board; unpublished Ph.D. Dissertation; Univ. of Chicago.
- Hughes, E. C. (1971): *The Sociological Eye - Selected papers*; Book 1: Institutions and Race, Book 2: Work, Self, and the Study of Society; Chicago: Aldine/Atherton.
- Hufnagel, E. (1976): *Einführung in die Hermeneutik*; Stuttgart: Kohlhammer.
- Jüttemann, G. & Thomae, H. (Hg.) (1987): *Biographie und Psychologie*; Berlin: Springer.
- Kaminski, G. (1970): *Verhaltenstheorie und Verhaltensmodifikation. Entwurf einer integrativen Theorie psychologischer Praxis am Individuum*; Stuttgart: Ernst Klett.
- Kleining, G. (1982): Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 34; 1982; S. 224 - 253.
- Kohli, M. (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematization; in: Matthes, J. (Hg.); *Lebenswelt und soziale Probleme (Verhandlungen des 20. deutschen Soziologentages)*; Frankfurt/New York; Campus; S. 502 - 522.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs: Historische Befunde und theoretische Argumente; *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37; S. 1 - 29.
- Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes; in Brose H.-G. & Hildenbrand, B. (Hg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen: Leske + Budrich.
- König, E. & Zedler, P. (Hg.) (1995): *Bilanz qualitativer Forschung, Band II: Methoden*; Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Kruse, A. (1987): Biographische Methode und Exploration; in: Jüttemann & Thomae.
- Kuhn, T. S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*; Frankfurt: Suhrkamp, 2. revidierte Auflage.
- Legewie, H. (1987): Interpretation und Validierung biographischer Interviews; in: Jüttemann & Thomae.
- Lück, H. E.; Grünwald, H.; Geuter, U.; Miller, R. & Rehtien, W. (1987): *Sozialgeschichte der Psychologie - Eine Einführung*; Opladen: Leske + Budrich.
- Mead, G. H. (1972): Die objektive Realität von Perspektiven; in: Bühl.
- Muster, Manfred (1996): Kooperationen in der Automobilindustrie und regionale Netzwerke aus gewerkschaftlicher Perspektive. In Endres & Wehner, S. 211 – 228. Ausführliche Fassung in der Reihe: *Harburger Beiträge für Psychologie und Soziologie der Arbeit*, Nr. 12.
- Raeithel, A. (1995): Kooperative Modellproduktion von Professionellen und Klienten - erläutert am Beispiel des Repertory Grid; unveröff. Version; frühere Version in: *Mitteilungen der Arbeitsgruppe zur Psychologie der persönlichen Konstrukte (APPK)*; 4/1993 bis 3/1994, Nr. 17-20.
- Scheele, B. (1995): Dialogische Hermeneutik; in: *Handbuch qualitative Sozialforschung*; hrsg. von U. Flick u. a.; Weinheim: Beltz, 2. Aufl.; S.274 - 278.
- Scheele, B. & Groeben, N. (1988): Dialog-Konsens-Methoden zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien: die Heidelberger Struktur-lege-Technik, konsensuale Ziel-Mittel-Argumentation und kommunikative Flußdiagramm-Beschreibung von Handlungen; Tübingen: Francke.
- Scheer, J. W. & Catina, A. (Hg.) (1993): *Einführung in die Repertory Grid-Technik. Band 1: Grundlagen und Methoden*; Bern/Göttingen: Huber.

- Schütz, A. (1974): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt: Suhrkamp (6. Aufl., 1993).
- Schütz, A. & Luckmann, T. (1979): *Strukturen der Lebenswelt*, Band 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schütze, F. (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung; in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*, S. 159 - 260.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens [1]; in: Kohli, M. u. Robert, G. (Hg.); *Biographie und soziale Wirklichkeit: Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart, Metzler.
- Schütze, F. (1987): Symbolischer Interaktionismus. In: *Soziolinguistik - ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, hrsg. v. U. Ammon, N. Dittmar, K. J. Mattheier. Berlin: de Gruyter; 1. Halbband.
- Strauss, A. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*; München: Fink/UTB.
- Strauss, A.; Fagerhaugh, S.; Suczek, B. & Wiener, C. (1985): *Social organization of medical work*; Chicago/London.
- Waldenfels, B. (1992): *Einführung in die Phänomenologie*; München: Fink/UTB.
- Watzlawick, P. (1976): *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen*; München: Piper.
- Wehner, T. (Hg.) (1992): *Sicherheit als Fehlerfreundlichkeit. Arbeits- und sozialpsychologische Befunde für eine kritische Technikbewertung*. Opladen: Westdeutscher Vlg.
- Wehner, T. & Endres, E. (1993): Über die Analyse unerwarteter Ereignisse und deren Verhältnis zu Kooperationen im Produktionsalltag. *Harburger Beiträge zur Psychologie und Soziologie der Arbeit*, Nr. 5, Dezember 1993.
- Wehner, T. & Stadler, M. (1994): The Cognitive Organization of Human Errors. A Gestalt Theory Perspective. In: *Applied Psychology: An International Review* (S. 565 – 584), 43 (4).
- Welzer, H. (1995): „Ist das ein Hörspiel?“ Methodologische Anmerkungen zur interpretativen Sozialforschung; in: *Soziale Welt*, Jg. 46, H. 2, S. 181 - 196.
- Whyte, W. F. (Ed.) (1991): *Participatory Action Research*. Newbury Park/CA: Sage Publ.
- Wiedemann, P. M. (1986): *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*; Weinheim/München: PVU.
- Wilson, T. P. (1980): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung; in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*, S. 54 - 79 (zuerst 1970: *American Sociological Review*).
- Zurhorst, G. (1987): Zur Dimension der Subjektivität in der Biographieforschung; in: Jüttemann & Thomae.